

Kunst war ihr soziale Aufgabe

Käthe Kollwitz zum 15. Todestage — Von Hans Sprinzi

„Mein letzter Besuch war am Karfreitag 1945. Ich las ihr die Ostergeschichte aus dem Matthäusevangelium, die sie früher so oft als Oratorium gehört hatte, und den Osterspaziergang aus ihrem geliebten „Faust“ vor. Wie eine Königin im Exil wirkte sie, trotz aller Zerstörungen von einer bezwingenden Güte und Würde. Das ist das letzte Bild, das ich von ihr habe. Meine Tochter erlebte ihren Tod am 22. April 1945. Ihre letzten Worte waren: „Grüße alle!“ So schreibt Hans Kollwitz über seine Großmutter Käthe Kollwitz, die große Frau, die einmalige Künstlerin. Möge dieses Osterfest in ihrem Zeichen stehen, nicht nur wegen der Zufälligkeit des Kalendertages, sondern weil Leben und Schaffen dieser Künstlerin den Weg zu einem Ostererlebnis weisen, an dessen Ende der Triumph der Auferstehung nicht als Ende, sondern als Aufgabe steht.

Wie Stationen der Passion eines Kontinents mühen die Stationen ihres Lebens an: Königsberg, die Stadt, in der sie am 8. Juli 1867 das Licht der Welt erblickte, die Stadt Kants ist heute sowjetischer U-Boot-Stützpunkt und Raketenbasis. Das Haus in Berlin, in dem sie zweiundfünfzig Jahre gewirkt hatte als Gattin, Mutter und Künstlerin, fiel wenige Monate, nachdem die Greisin es im Jahre 1943 verlassen hat, dem Bombenkrieg zum Opfer. Der Rüdénhof, in dem sie als Gast des Prinzen Ernst Heinrich von Sachsen, eines Verehrers ihrer Kunst, ihre letzte Unterkunft gefunden und vor fünfzehn Jahren für immer die Augen geschlossen hatte, liegt nahe bei Dresden, der Stadt, über die das grausamste Inferno des Krieges niedergegangen war. Ihre Asche ruht auf dem Friedhof Berlin-Lichtenberg im sowjetischen Sektor der zweigeteilten Stadt in unserem zerrissenen Kontinent.

„Eine Gabe ist eine Aufgabe.“ Dieses Wort, das stets über ihrem Leben stand, stammt von ihrem Großvater Julius Rupp, dem Prediger und Philosophen, den sein Christentum zum Sozialismus geführt und der verkümmerten Orthodoxie die „Freie Gemeinde“ entgegengestellt hatte. Diese starke sittliche Persönlichkeit, die Verfolgungen und Gefängnis nicht scheute, starb, als Käthe 17 Jahre alt war, wirkte weiter in ihrem Leben durch seine Tochter, die ihre Mutter war, und ihren Vater, Karl Schmidt, der nach dem Tode seines Schwiegervaters die Leitung der „Freien Gemeinde“ übernahm. Da ihm als Jurist wegen seiner religiösen und politischen Einstellung jede Wirkungsmöglichkeit versperrt war, hatte Karl Schmidt das Maurerhandwerk erlernt und als Bauunternehmer Wohlstand erreicht.

Die „Tochter aus gutem Hause“ hatte schon in frühester Zeit mit mutterlosen Arbeiterkindern gespielt, hatte schäudernd deren Väter in der Trunkenheit erlebt, das Elend des Lebens und den elenden Tod in ihr Inneres aufgenommen. „Wenn meine späteren Arbeiten“, schreibt sie in ihren Jugenderinnerungen, „durch eine ganze Periode nur aus der arbeitenden Welt schöpften, so liegt der Grund in jenen Streifereien durch die enge, arbeitsreiche Handelsstadt. Der arbeitende Typus zog mich, besonders später, mächtig an. Die erste Zeichnung, die ganz deutliche Arbeitertypen hatte, machte ich mit ca. 16 Jahren. Es war eine Zeichnung aus dem Gedicht „Die Auswanderer“ von Freiligrath.“ Und der Mann, dem sie sich schon als Siebzehnjährige verliebte, Karl Kollwitz, war begeisterter Sozialist. Nicht hochbezahlter Modearzt wollte er werden, sondern helfen, wo es am dringendsten tat. Als er seine Gattin nach Berlin holte, war es in ein Arbeiterviertel im Norden der Stadt, wo er als Kassenzustand seines Lebens wirkte. Und hier gelang ihr — für sie selbst in ihrer Bescheidenheit überraschend — der Durchbruch zur Anerkennung.

Verständnisvoll hatte der Vater ihre künstlerischen Neigungen gefördert, ihr das Studium in Berlin und München ermöglicht. Schwer und

vergeblich hatte sie sich um die Beherrschung der Farbe gequält, bis sie in Max Klingers Schrift „Malerei und Zeichnung“ auf das befreiende Wort stieß, daß die Graphik die Form des darstellerischen Ausdrucks willens sei.

Und darum ging es ihr, nicht um Kunst um der Kunst selbst oder der bequemen Freude willen. Ihr war ihre Gabe ihre Aufgabe: „Ich soll das Leid der Menschen, das nie ein Ende nimmt, das jetzt berggroß ist, aussprechen.“ In der bildenden Kunst Deutschlands ist sie die einzige geblieben, die diesen Auftrag erfüllte, der in der Literatur so viele Werke ausgelöst hat. Eine Vormittagsaufführung von Gerhart Hauptmanns „Die Weber“ an der „Freien Bühne“ Berlins hatte ihr die Anregung zu ihrem ersten großen Zyklus gegeben. Sie wurde von der Jury, in der noch der alte Menzel saß, für die goldene Medaille vorgeschlagen. Der Kaiser lehnte ab. Sie wurde

als Professorin an die Kunstakademie berufen. Hitler hat sie aus ihr vertrieben.

Aber ihr war die Kunst nicht um eines äußeren Erfolges willen wichtig, sondern nur um des Menschen willen, den sie immer wieder in seiner Not und Bedrängnis zeigt, nicht hetzerisch, nicht anklagend, sondern uns an das Herz greifend. So war ihr die Gabe Aufgabe, das Schicksal der Unterdrückten wendend zu helfen mit ihren Mitteln, so fühlte sie sich eng der sozialistischen Bewegung verbunden, die auf breiter Front dem gleichen Ziel entgegenstrebt. Und wenn die Typen, welchen sie künstlerische Gestalt gab, in unseren Breiten keine Gültigkeit mehr haben, so hat auch sie ihren Anteil daran. Aber ihr Wort, daß das Leid der Menschen nie ein Ende nimmt, gilt auch heute, trotz leuchtender Fassaden und chromblitzender Autos.

Und noch eines hat uns Käthe Kollwitz zu sagen. Die Düsternis ihrer Bilder hellt nur ein Thema auf, die Mutterliebe, die sie selbst zwei Söhnen gegeben hatte, herb und verschlossen und unendlich tief. So stehe das Bild der großen Gestalterin des Leidens in der Passion unserer Zeit.

WIR GEHEN INS KINO

„Tom und Jerrys neue Abenteuer“

Da überpurzelt sich wieder alles auf der Leinwand! Treiben doch Tom, der grimmige, etwas tölpelhafte Kater, und Jerry, das bummelwitzige und oft überzüchtet raffinierte Mäuschen, ihr Allotria! Und gleich in einer programmfüllenden Zusammenfassung — ein Dutzend „T. & J.“-Zeichentrickfilme auf einen Sitz! — Nun, manche Freunde solcher Attraktionen können sich gar nicht sattsehen, anderen wieder wird das gar zuviel. Eine Reizüberflutung auch vor allem für Kinder unter zehn Jahren! Den Großen aber, die sich noch ein naives Gemüt bewahren konnten, gefällt's, auch wenn es strapaziös zu werden beginnt.

„Mit mir nicht, meine Herren!“

Das beteuert immer wieder eine ebenso charmante wie tüchtige Frau, junge Witwe, aber von der Männerwelt nicht unterzukriegen. Was man da erlebt, ist eine flotte Komödie mit einigen Seitenhieben auf die Vergötzung des Dollar-Mammons und auf das zügellose Managertum. Alles wirkt sehr frisch und sympathisch in den satirischen Ausfällen. Die stets mit ihren „kleinen Reizen“ so klug operierende Doris Day ist die Trägerin der alle Vorgänge beherrschenden weiblichen Hauptrolle, Jack Lemmon ihr zügiger Partner. Eine gute Programmwahl!

„Das blaue Meer und du“

... und das blaue Wunder eines Unterhaltungsstücks, bei dem man sehr oft wirklich herzlich lachen kann. Dabei ist gar nicht viel Neues an der Handlung — aber wie sie gebracht wird, so mit hundert netten kleineren und größeren Einfällen, die auf dem roten

Faden einer turbulenten Reisegeschichte baumelt, die den Zuschauer durch die schönsten Landstraßen der jugoslawischen Adriaküste (Abstecher auch nach Mostar) führt. Fred Bertelmann besingt mit seiner „Schlagerstimme“ das Ganze und Karin Dor, wie Renate Ewert bringen mädchenhafte Anmut ins lockere Geschehen. Ein richtiger Kino-Osterflug ins Blitzblaue.

Vier Osterpremierien in Grazer Kinos

Heute abend laufen in vier Grazer Kinos Osterpremierien an, die wir hier nur den Handlungsumrisen nach und ohne kritische Stellungnahme registrieren.

„Hubertusjagd“

Eine durch weitausladende Landschaftsaufnahmen bereicherte Geschichte, die von der Feindschaft zweier Gestütsinhaber berichtet, die durch ihren Nachwuchs wieder versöhnt werden. Ein Film für Pferdeliebhaber.

„Im Kittchen ist kein Zimmer frei“

Hinter diesem allzu plakativen Titel verbirgt sich der Film „Le Clochard“, ein rein französischer Begriff, der sich gewiß nicht leicht übersetzen läßt, so aber bestimmt nicht! Clochards sind jene oft exzentrischen Pariser Armuts-Außenseiter, die, ihr Elend noch romantisierend, meist unter den Brücken der Seine hausen. — So einen Mann spielt hier der unübertreffliche Jean Gabin, der für diese Charakterstudie (die vor allem in philosophisch-heitere Bezirke führt) mehrere Preise bekam.

„Der geheimnisvolle Struppi“

Ein lustiger Film für jung und alt von Walt Disney. Erzählt wird ein modernes Zaubermärchen: wie ein Junge in einen Hund verwandelt wird und als klaffender Vierbeiner eine dunkle Sache aufrollt.

„Gitarren klingen leise durch die Nacht“

Dazu singt immer wieder Fred Bertelmann, der diesmal in zwei Grazer Osterprogrammen zu sehen und zu hören ist. Er gibt einen zwischen Liebe und Berufsaufgaben hin- und hergerissenen Revuesänger. Ein Teil der Handlung spielt in Sizilien.

LIEBER Mr. SHAW. Der von Elisabeth Bergner und O.E. Hasse auf die deutschen Bühnen gebrachte „Briefwechsel Bernard Shaws mit seiner Freundin Stella Patrick Campbell“ liegt nun als rororo-Doppelbändchen (358 Seiten) vor und entzückt durch die Originalität des Dichters und der Schauspielerei.

Die Österreichwoche in der Sektorenstadt

Von unserer Berliner Korrespondentin

In der Woche vom 22. bis 30. April werden sich Gäste aus Österreich in der Sektorenstadt Berlin besonders wohlfühlen. In dieser Zeit veranstalten nämlich die Bundeskammer der gewerblichen Wirtschaft in Wien, die österreichische Fremdenverkehrswerbung und die Stadt Wien gemeinsam in Westberlin eine Österreich-Woche.

Zahlreiche interessante Veranstaltungen sind vorgesehen, die den Einwohnern und Gästen der Metropole einen kleinen Einblick in das österreichische Kulturleben geben sollen. Das Programm des Eröffnungstages sieht neben einer Pressekonferenz des Bürgermeisters der Stadt Wien, Franz Jona S, und einem Empfang der Bregenzer Festspiele auch die Eröffnung zweier Ausstellungen österreichischer Künstler und das von den Berlinern sehnlichst erwartete Gastspiel des Wiener Staatsopernballetts vor. Auch die Freunde der Volksmusik kommen auf ihre Rechnung — im repräsentativen Palais am Funkturm gastiert die „Speckbacher Musikkapelle“ und das Zillertaler Jodeltrio.

An den nächsten Tagen sind Empfänge des österreichischen Handelsministers Dr. Bock, des regierenden Bürgermeisters von Berlin, Brandt, der österreichischen Fremdenverkehrswerbung und der Bundeskammer der gewerblichen Wirtschaft vorgesehen.

Besonders reichhaltig ist das Konzertprogramm. Die Berliner haben die Wahl zwischen einem Konzert der Chorvereinigung „Jung Wien“, einem Konzert des Schneiderhan-Duos und einem vom „Verein der Österreicher in Berlin“ veranstalteten Klavierkonzert von Alexander Jenner. Für alle diejenigen, die ihr Herz an oder in Wien verloren haben, dürfte „ein besinnlich-heiterer Wiener Abend“ mit A. Skoda ein Erlebnis werden. Ein Blick soll noch den zahlreichen Ausstellungen und Vorträgen gelten: Hier ist es besonders der Vortrag des bekannten österreichischen Bergsteigers Ing. Moravec, der zahlreiche Freunde des Alpinismus fesseln wird. Ing. Moravec berichtet über die österreichische Dhaulagiri-Expedition. Besonders interessant dürfte auch ein Plakatwettbewerb werden, der unter dem Motto „Österreichs schönste Reiseplakate stellen sich vor“ läuft.

Dr. Ingrid Patzke

NOTIZEN

VON 9322 PERSONEN BESUCHT. Die Ausstellung „80 Maler der Ecole de Paris“, die in den Räumen des Künstlerhauses und der Neuen Galerie in Graz gezeigt wurde, ist in der Zeit vom 12. März bis 10. April von insgesamt 9322 Personen besucht worden. Es fanden 52 Führungen und fünf Diskussionsabende statt.

FÖRDERUNGSPREISE. Das Unterrichtsministerium hat für das Jahr 1960 wieder Förderungspreise für Literatur, Musik und bildende Kunst ausgeschrieben. Sie werden für Werke verliehen, die innerhalb der letzten fünf Jahre entstanden sind, und mit 10.000 Schilling dotiert.

KIRCHLICHER BOYKOTT GEGEN EINE OPER. Zum Boykott der Aufführung der Oper „Das Martyrium des San Sebastian“, die in der kommenden Woche im Teatro San Carlo stattfindet, hat der Erzbischof von Neapel aufgerufen. Er verurteilt es, daß die Rolle des Heiligen von einer Frau, nämlich von der berühmten Primaballerina Ludmilla Tscherrina, dargestellt wird. Außerdem sei das Werk auch inhaltlich vom Standpunkt der römisch-katholischen Kirche abzulehnen. Die Rolle des heiligen Sebastian wird in dem Werk, dessen Musik von Claude Debussy, nach einem Text von Gabriele d'Annunzio geschrieben wurde, der Tradition nach meistens von einer Tänzerin verkörpert.

Neuer Frühling für Joh. Jos. Fux?

Zum 300. Geburtstag des steirischen Barockmeisters

Von HARALD KAUFMANN

Johann Joseph Fux hat der historischen Forschung nicht den Gefallen getan, in irgendeinem Dokument von seinem Geburtstag Nachricht zu geben. Die musikalische Öffentlichkeit zieht aus dieser Mißlichkeit den Nutzen, in ihren Erinnerungen und Reflexionen nicht zu einem Stichtag kommandiert zu werden, wie es sonst allenthalben mit den Gedenktagen an das Wirken großer Männer der Fall ist. Wir gestehen, an Fux am liebsten im Frühjahr zu denken. Da kann man seinen Geburtsort, das kleine oststeirische Hirtenfeld bei St. Marein am Pickelbach, inmitten eines zauberhaften Blütenmeeres von Obstbäumen finden, ganz abseits der befahrenen Durchzugsstraßen. Das Haus, in dem im Jahre 1660 jener Bauernsohn zur Welt kam, der später als Hofkapellmeister der Kaiser Joseph I. und Leopold VI. zu europäischem Ruhm kommen sollte, steht allerdings nicht mehr — lange Zeit hielt man ein anderes für das Geburtshaus. Freunde weitgehend unberührter Natur kann eine Frühlingswanderschaft in die Heimat Fuxens wärmstens empfohlen werden. Man könnte sie sinnvoll mit der Wiederaufführung des Oratoriums „La fede sacrilega“ verbinden, die in den nächsten Tagen im Grazer Stephaniensaal vor sich gehen wird.

Dem breiteren Musikpublikum von heute ist Fux nicht viel mehr als ein Name, oft genug auch das nicht. Die Zentralstellung im höfischen Musikleben seiner Zeit, die Fux kraft seines Könnens, seines Einflusses und seines begehrten Amtes im österreichisch-süddeutschen Raum innehatte, ist unseren an anderen musikpolitischen Voraussetzungen geschulten Maßstäben kaum mehr einleuchtend glaubhaft zu machen. Der Streit um Reaktion und Fortschritt, der

auch Fuxens Zeit durchtobte, sowohl was die politische Führung der Monarchie betraf als auch auf musikalischem Gebiet, wo die frommen, dogmatisch-akademisch gehandhabten Satzkünste der alten Kontrapunktiker mit den klanglichen Errungenschaften der nach Wien eingewanderten Venezianer oder gar der als „modernistisch“ verschrienen Neapolitaner im Kompetenzkrieg waren, dieser einst heftige Meinungsunterschied ist uns heute sehr ferngerückt und uninteressant geworden. Wer, die engste Fachwissenschaft ausgenommen, kann heute noch beurteilen, was in den Opern, Oratorien, Messen und Triosonaten Fuxens Tradition, was Neuerung war? Wie weit sind Tradition und Neuerung von damals im heutigen Musikbewußtsein noch lebendig? Wir studieren heute noch in unseren Kontrapunktseminaren den alten musikalischen Satz nach Regeln, die aus Fuxens berühmtem Lehrbuch stammen; und vermutlich könnten wir die Schönheiten und Schwierigkeiten dieser Kunst sonst nirgends besser lernen als in dieser Schule. Aber ist das auf kaltem Wege Erwerbbares noch musikalisches Allgemeingut?

Die Künstlerbiographie, die das Rüstzeug für populäre Musikbildung und Musikdeutung abgibt, beginnt erst eine Generation nach Fux zu sprießen: mit dem um fünfzehn Jahre jüngeren Johann Sebastian Bach etwa, und ergiebig im Sinne des gesellschaftlich auf sich selbst gestellten Genies erst mit Mozart und den Romantikern. Dabei müßte auch Fuxens Biographie höchst interessante Details beinhalten. Denn wie, durch welches Märchen, welchen uns bisher unbekanntem Protektor kam es dazu, daß der oststeirische Bauernbursche an die Universität kam — zu den Grazer Jesuiten —, welches Wunder hob ihn dann auf den obersten Thron österreichischer Musikübung in Wien? Hat Fux in Italien studiert, wie man lange glaubte? Alles Wissenswerte über diesen Aufstieg versinkt in Anonymität, und selbst die

Aussichten, daß unseren jetzt dankenswert um Aufhellung bemühten Fux-Forschern die einschlägigen Archivfunde noch zur Gänze glücken würden, sind nicht zu überschätzen. Der Künstler zur Zeit Fuxens — trotz aller Wichtigkeit, die sein Wirken für Zeremoniell, Festlichkeit, Erbauung, Andacht und höfische Bildung bedeutete — begann erst allmählich sich zur biographiewürdigen Persönlichkeit zu entwickeln; die Renaissance, in der die Lebensbeschreibung von Persönlichkeiten enorm gefördert wurde, verspätete sich bei ihrem Übergang über die Alpen. Als der Hamburger Musiker Mattheson Fux aufforderte, ihm ein paar biographische Angaben zu liefern, die in die „Ehrenpforte“ aufgenommen werden könnten, lehnte Fux ab. Teils wegen eines persönlichen Zerwürfnisses mit Mattheson über die Geltung der alten Kirchenarten, teils aber möglicherweise auch aus einem noch mittelalterlichen Empfinden heraus, Lebensbeschreibungen von Künstlern seien nicht über Gebühr zu forcieren.

Stellt man sich solche Gründe zusammen — sie wären mit Leichtigkeit auf ein Dutzend zu vermehren —, wird ahnbar, was Fux, den einstens so Zentralen, Mächtigen, der 1741 als 81jähriger in Wien starb, so rasch aus dem allgemeinen Musikbewußtsein verdrängt hat. Die norddeutschen Kantoreien wahrten ihren barocken Meistern, aber auch den Kleinmeistern, in einem viel umfassenderen Sinn die Treue, als dies im Katholisch-Süddeutschen geschah: hier wuchsen die großen Individualisten der musikalischen Klassik und Romantik, im Sinne qualitativen Wertes also jene Persönlichkeiten, die einzig das Recht hätten, mit dem oft mißverständlichen Terminus „Fortschritt“ in der Kunst belegt zu werden. Denn wo es um die Genese der Kunstform selbst geht und diese so lebendig und persönlich unverwechselbar sich ausdrückt, daß sie jenseits der gedankenlos übernommenen Formeln und Mechanismen zu atmen und zu blühen beginnt, ist

Fortschritt mehr als bloß äußerliches Anderssein, ist Fortschritt Qualität gegenüber dem, was nicht Fortschritt ist. Fortschritt hieß dann Verpersönlichung, weil erst Persönlichkeiten imstande sind, überpersönlichen Geist zur Sprache zu bringen. Nur Dilettanten der Kunstphilosophie könnten Fortschritt mit determinierten Zeitabläufen verwechseln.

Im „Fortschritt“ des musikalischen Bewußtseins zur Zeit der Klassik und Romantik blieb vom Barock grausam wenig im Wiener Umkreis lebendig; nur Bach und Händel, die Riesen, vielleicht ist das unserem modernen Dafürhalten, das auf allen Gebieten historisiert, wiederum zu wenig geworden. Kennerkreise und Liebhaberkreise beschäftigen sich mit Gewinn und Genuß mit alter, vielfach klemeisterlicher Musik. Es ist eine zu nützende Möglichkeit, unser immer wieder von Erstarrenserscheinungen bedrohtes Musikleben lebendig zu halten. Und es ist eine Tat der Gerechtigkeit, wenn man Telemann, Mattheson, Graun, Muffat, Porpora, Conti, Caldara nennt, auch unserem Fux einen bevorzugten Platz einzuräumen. Ob dieser Platz so hochgestellt werden kann, daß er bereits Verpersönlichung, individuellen Werkbestand über den Zeitenwechsel hinaus bedeutet, ist noch umstritten. Die Forschung ist heute erst daran, die Materialien dieses Werkes zu sammeln und zu sichten. Vermutlich war es mehr als bloßer Zufall, mehr als nur stilistisches Anderswerden, daß Fuxens Kirchenmusikwerke, die bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein in österreichischen Klöstern aufgeführt wurden, allmählich aus dem Repertoire verschwanden. Denn Bach und der „Messias“ verschwanden aus dem Zeitbewußtsein nicht. Dennoch dürfen wir die ein wenig auch lokalpatriotisch gefärbte Hoffnung haben, Fuxens Musik vom Publikum dereinst mehr geschätzt zu finden, als dies im Augenblick der Fall ist. Die kommenden Jahre werden darüber Aufschluß geben.